

Zeitschrift: Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch
Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch
Band: 7 (1999)
Heft: 3

Artikel: Zürichdeutsch : geschrieben und gedruckt
Autor: Baur, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

7. JAHRGANG

August 1999

NR. 3

ZÜRICHDEUTSCH - GESCHRIEBEN UND GEDRUCKT

Der folgende Artikel ist auf Wunsch des Autors in gemässiger Kleinschreibung gehalten. Die Rechtschreibung ist ja heutzutage wieder zu einem offen diskutierten Thema geworden; die nächste Nummer unseres «Mundart-Forums» wird sich damit befassen, wie Mundart geschrieben wird.

Noch niemand hat es für nötig befunden, eine geschichte der zürichdeutschen literatur zu verfassen, obschon es immer genug germanisten gehabt hat, die in einer solchen aufgabe eine willkommene herausforderung hätten finden können. Wenn ich an dieser stelle auf knappem raum einen versuch in dieser richtung unternehme, so, weil ich hoffe, es könnte ein kompetenter literatur- und mundartfreund ein solches unternehmen ernsthaft anpacken.

Wenn Zürich sich schon nicht mit namen schmücken kann wie Rudolf von Tavel, Simon Gfeller, Mani Mat-

ter, Josef Reinhart, Ernst Burren, Julian Dillier, Meinrad Lienert, Albert Bächtold, so besitzt doch auch das Züripiet schätzenswerte vertreter der mundartliteratur, die es verdienen, dass man sie nicht nur stiefmütterlich behandelt. Ein erstes verzeichnis von zürcher autoren hat Regula Waser im jahre 1955 als bibliothekarische diplomarbeit zusammengestellt. Sie führt 971 nummern an. 40 jahre später wurde ihre bibliographie weiter geführt durch Viktor Schobinger, dessen ungedrucktes verzeichnis 212 namen umfasst. Auch hier ist noch brachland.

Wie eine solche literaturgeschichte aussehen sollte, kann man bei Walter Haas studieren, der 1968

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Zürichdeutsch – geschrieben und gedruckt</i>	1
<i>Mireio</i>	8
<i>Abschied von Wysel Gyr</i>	10
<i>Helene Bossert</i>	10
<i>Gruppe Zürich</i>	
<i>Veranstaltungen</i>	11
<i>Mundarttagung in Sarnen</i>	12

eine luzernische literaturgeschichte geschrieben hat. Ein neueres vorbild stammt von Roland Ris, der 1987 einen vortrefflichen beitrag über die berndeutsche mundartliteratur für die «Illustrierte Berner Enzyklopädie» verfasst hat. Ich selbst habe mich mit einem versuch über die zürichdeutsche literatur in den nummern von sommer und herbst 1990 der zeitschrift «Turicum» auf die äste hinaus gewagt.

*August Corrodi und Johann
Martin Usteri*

Wenn wir nun die zürcherischen autoren chronologisch betrachten, so stossen wir sogleich auf zwei persönlichkeiten, die einander gewissermassen abgelöst haben, indem der eine – *August Corrodi* – geboren wurde, kurz bevor der andere – *Johann Martin Usteri* – starb. Beide pflegten die gleiche art literatur, nämlich die idylle. Idyllen sind wohltemperierte schilderungen aus dem ländlichen oder bürgerlichen leben. Die vorbilder waren damals «Hermann und Dorothea» von Goethe und die «Luise» von Voss, dem verdienten Homer-übersetzer. *Martin Usteri* (1763-1827) kennt man heute noch als den schöpfer des liedes «Freut euch des Lebens». Er war aber vor allem politiker, wurde stadtrat und bekleidete noch verschiedene andere ämter. Er machte nicht viel wesens aus seinen dichtungen, las sie gelegentlich seinen freunden vor, und so lernte sie David Hess – auch ein namhafter zürcher – kennen. Er liess den «Herr Heiri» und den «Vikari» drucken. Die beiden idyllen kamen beim publikum gut an und konnten 1853 und 1877

wieder aufgelegt werden. Heute lockt die nur allzu heile welt die leser nicht mehr. Grosse literatur ist es ja nicht, aber wer ein exemplar in die hände bekommt, kann immer noch an den banalen geschichten und dem klappern der zürichdeutschen hexameter seinen spass haben.

Die titel der idyllen von *August Corrodi* (1826–1877) verraten auch gleich den inhalt. Da gibt es einen «Herrn Professor», einen «Herr Doktor» und noch einmal einen «Vikari». Später schrieb Corrodi vor allem lustspiele, von denen «Wie d Waret würkt» zur vorlage des ersten zürichdeutschen tonfilms wurde. Corrodi hatte auch eine ausgesprochene malerische begabung. Er wollte sie, vergleichbar mit Gottfried Keller, in München ausbilden, wurde dann aber doch nicht zur koryphäe, sondern diente von seinem 35. lebensjahr an den Winterthurer stadtschulen als zeichenlehrer.

Jakob Stutz und Jakob Senn

Es ist ein phänomen literarisch bewegter zeiten, dass sie oft gleich durch zwei herausragende persönlichkeiten geprägt werden. Man denke nur an Dante und Boccaccio, Cervantes und Calderón, Racine und Molière, Goethe und Schiller. Auch bei uns gibt es beispiele: Keller und Meyer, Tavel und Gfeller, Frisch und Dürrenmatt. Wir sind in Zürich schon Usteri und Corrodi begegnet, und nun kommen wir noch einmal zu zwei Dioskuren, die meist im gleichen atemzug zitiert werden: *Jakob Stutz* (1801-1877) und *Jakob Senn* (1823-1879), beides zürcher oberländer von sehr bescheidener her-

kunft und eher tragische figuren. Wie sie ihre auf primarschulstufe beschränkte bildung als autodidakten ergänzten, haben sie in ihren eigenen lebensbeschreibungen eindrücklich geschildert. *Jakob Stutz* wurde vom pfarrer von Wila dem pädagogen Thomas Scherr (dem späteren seminardirektor von Küssnacht) empfohlen, und dieser stellte ihn in seiner taubstummenanstalt als hilfslehrer an. Dort blieb er neun Jahre. 1849 fand er noch einmal eine stelle an einer privaten schule für behinderte in Schwellbrunn (AR). Stutzens laufbahn wurde zweimal durch gefängnisstrafen geknickt, denn als homosexueller musste er damals mit dem gesetz in konflikt kommen. Nach der zweiten verurteilung zog er sich 1842 nach Sternenberg zurück, wo er in einem primitiven häuschen – er nannte es «Jakobszelle» – das leben eines klausners führte. Dort zog er eine schar junger idealisten an. Jakob Senn sprach spöttisch von einer «profetenschule», die jüngerlinge selbst gründeten dort den «Veilchenbund der Freunde des Schönen». Stutz war damals schon berühmt, denn 1831 hatte er ein bändchen «Gemälde aus dem Volksleben nach der Natur aufgenommen und getreu dargestellt in gereimten Gesprächen in zürcherischer Mundart» herausgegeben, die sich gut verkauften. Heute würde man von einem bestseller sprechen. Stutz liess dann bis 1853 noch fünf weitere bändchen «Gemälde» folgen. Er schrieb auch 18 schwänke, die gerne gespielt wurden, so dass der «volksdichter», wie er sich mit vorliebe nannte, eine beträchtliche popularität erlangte. Eine seiner schöpfungen wird heute

als pionierleistung gewertet, es ist der «Brand von Uster». Schon 60 Jahre vor Gerhart Hauptmann, der mit seinen «Webern» als begründer des sozialen dramas gilt, schrieb stutz über das elend der weber, die aus furcht, ihren verdienst als heimarbeiter zu verlieren, die mechanische weberei in Uster anzündeten. Stutz kannte das leben der weber aus eigener erfahrung. Das schauspiel entstand 1836, kam aber nie auf eine bühne, bis am 31. dezember 1974 das zürcher neumarkttheater es zur uraufführung brachte; allerdings in einer hochdeutschen bearbeitung.

Jakob Senn sah ursprünglich in Stutz seinen mentor und besuchte ihn regelmässig, aber er schrieb dann über ihn äusserst kritisch. Senn war der begabtere der beiden, aber unglückliche äussere umstände und eine innere zerrissenheit prägten seinen tragischen lebenslauf. Auch er musste nach ungenügendem schulunterricht seine bildung mühsam selbst ergänzen und fand erst 1856 dank fremder hilfe eine anstellung in einer zürcher buchhandlung. Es gelang ihm aber nicht, sich die vorteile dieser situation in mitten der bücherwelt zu nutze zu machen, obschon der verlag jener buchhandlung seine erste produktion herausgab: «Bilder und Asichte vo Züri, i der muetersprach gschilderet vom e Züribieter» (1858). Zwei jahre später gab Senn seine stelle in der firma auf, wo er nie richtig heimisch geworden war. Er selbst sagte zu seiner demission: «fremder fast, als ich vor sechs jahren eingetreten war, trat ich aus.» Sein weiteres leben gäbe genug stoff für einen abenteuerroman, aber davon findet man

nichts in seiner selbstdarstellung, die er, während er noch buchhändlergehilfe war, unter dem titel «Hans Grüner» in lupenreinem hochdeutsch geschrieben hatte. Senn hoffte, protektion bei Gottfried Keller zu finden, dem er das manuskript sandte, aber vergeblich. Erst 1888 gab Otto Sutermeister, der verdienstliche förderer der mundartliteratur, den text unter dem titel «Ein Kind des Volkes» aus dem nachlass heraus; 1966 und 1971 kam er noch einmal auf den büchermarkt. Sein thema ist das werden und streben eines jungen dichters. Der germanist Heinz Lippuner von der universität Zürich weist nach, dass es verfehlt sei, den «Hans Grüner» als autobiographie zu betrachten, es sei vielmehr ein bildungsroman von rang. Senn betrachtete sich nicht als chronist, sondern verfolgte literarische ansprüche. In mundart publizierte Senn 1864 im selbstverlag «Chelläländer-Stückli vo verschiedenä Sortä bschnitten und uusbütschget vo's Häiri Häichä Häigges Häier.» Einen nachdruck gab Rohr 1951 heraus, so dass die eher trivialen schnaken und schnurren wieder zugänglich sind. Interessant daran sind das glossar und die überlegungen zur schreibungen zur mundart, wodurch man Senn als phonetiker kennenlernt. Später schrieb Senn nichts mehr in mundart. Sein traum, ein grosser dichter zu werden, erfüllte sich nie. 1864 zog er nach St.Gallen, wo er arbeit im staatsarchiv fand, während seine frau wirtschaften am ort und in Rorschach betrieb. Die nächste station des paares war Montevideo, wo Senn sich mit gelegenheitsarbeiten über wasser hielt. Ohne seine frau kehrte er

1878 nach Zürich zurück, um hier ein auswanderungsbüro für Uruguay zu eröffnen. Es wurde aber nichts daraus. Verzweifelt, suchte der begabte, aber vom schicksal verfolgte schriftsteller den tod in der Limmat.

Carl Biedermann

Nach Stutz und Senn beschäftigte eine zunehmende zahl von mundartautoren die druckerpressen. Ein zeitgenosse von Senn war noch *Carl Biedermann* (1824–1894), aber im gegensatz zu jenem war sein primäres streben nicht auf einen platz in der literaturgeschichte gerichtet. Biedermann wuchs auf im pfarrhaus von Pfungen, das heute ganz zum bannkreis von Winterthur gehört. Seine eltern zwangen ihn zu einer handelslehre, was ihrem abenteuerlustigen abkömmling gar nicht entsprach. Als er bei einem auslandaufenthalt im Elsass die gelegenheit zu einem absprung fand, benutzte er sie. Strassburg, die heimat seiner mutter, gehörte damals zu Frankreich. Die soldatenwerber hatten es nicht schwer, ihn für die fremdenlegion zu gewinnen. Nichts hätte damals erraten lassen, dass der angehende militär sich einmal als ein beliebter dialektdichter entpuppen würde. In der fremdenlegion ging es ihm nicht so schlecht, wie man es in manchen berichten zu lesen bekommt. Er avancierte bald zum unteroffizier und diente fortan den franzosen vor allem als unterhändler bei den einheimischen, denn er hatte deren sprache rasch erlernt. Wer weiss, welche sprosse der karrierenleiter der schweizer noch erklommen hätte, wenn nicht

eine krankheit ihn gezwungen hätte abzumustern. 1847 kam er in die Schweiz zurück. Er heiratete und baute mit seiner frau im Rafzerfeld eine firma auf, die bei heimarbeitern strohhüte herstellen liess, die sich bis nach Amerika verkauften.

Seine überaus tüchtige frau betrieb daneben noch einen krämerladen und brachte zwölf kinder zur welt. Als es im handel und in der familie etwas ruhiger wurde, griff Biedermann zur feder. Er war ein begnadeter erzähler, schrieb aber zunächst nur für sich selbst, seine angehörigen und freunde. Sobald er sich einmal an eine veröffentlichung gewagt hatte, musste er mit seinen geschichten nicht hausieren gehen, denn die zeitungen druckten sie und für den «Landboten» wurde er geradezu zu seinem hausdichter. Dessen verlagsabteilung, «Gemsberg» genannt, brachte 1889 erstmals einen band mit «erzählungen aus stadt und land» heraus, 1932 gab es drei bände, und 1951 erschienen sie in dritter auflage. Anklänge an Gotthelf sind bei Biedermann nicht zu übersehen.

Ernst Eschmann

Man könnte sich keinen grösseren gegensatz vorstellen als zwischen Biedermanns abenteuerlichem leben und jenem von Ernst Eschmann, das gut bürgerlich verlief und ganz auf Zürich konzentriert war. *Ernst Eschmann* (1885-1953) stammte aus einer alteingesessenen familie in Richterswil. Zehnjährig verlor er seinen vater, der regierungsrat war, und mit 13 jahren wurde er zur vollwaise. Er durfte in Zürich studieren und konnte mit einer dissertati-

on über David Hess zum dr.phil. promovieren. Seine vorgezeichnete berufsbahn führte ihn zu einem lehramt an der städtischen töchterschule. Er war erst 25 jahre alt, als er sein erstes gedichtbändchen erscheinen lassen konnte. Er wurde zu einem der fruchtbarsten und geschätztesten jugendschriftsteller. 35 jahre lang waren ihm die silvesterbüchlein anvertraut, die den kindern zum schulsilvester regelmässig geschenkt wurden. 1966 ging die tradition ein. Eschmanns begabung als mundartschriftsteller kam völlig der bühne zu gut. Über die beliebtheit seiner 15 dialektstücke verrät uns etwas die statistik: in einem bestimmten jahre wurden auf nicht weniger als 70 volksbühnen gleichzeitig stücke von Eschmann aufgeführt.

Lyrik und Prosa

Gute prosa zu schreiben ist bekanntlich schwer, in mundart noch schwerer als in der eingeschliffenen standardsprache. Damit hängt es vermutlich zusammen, dass so viele autoren auf die gebundene form ausweichen, wobei es leider nicht selten bei unbedarften reimereien bleibt. Wer gute gedichte sucht, findet sie in der anthologie «Bluemen us eusem Garte» (1942), wo die herausgeber Adolf Guggenbühl und Karl Hafner aus 4000 vorlagen 120 gedichte von 24 autoren zusammengestellt haben. Es wäre an der zeit, eine neue auslese zu drucken.

Zu den guten prosaisten zählt *Traugott Johann Felix* (1900-1964), über dessen «Hogerwiler Chronik» Georg Thürer sagte, da könne einer zürichdeutsch schreiben wie nur

wenige und er verfüge über einen so grossen sprachschatz, dass er nie anleihen beim schriftdeutschen aufnehmen müsse.

Eine leichte feder führte auch *Otto Schaufelberger* (1901–1987) aus Rüti, der erst nach seiner pensionierung als lehrer anfang, mundart zu schreiben. Er publizierte in rascher folge 10 bändchen mit geschichten, für die alle der titel des achten passen würde: «Dur s Oberland uuf, durs Oberland aab».

Das Oberland hat am meisten zur zürcher mundartliteratur beigetragen. Als heimatbewusste Oberländerin trat auch *Barbara Egli* auf (geboren 1918 in Wila). Mit sechs büchern lyrik und prosa, die von 1975 an rasch hinter einander erschienen, belebte sie die damals etwas matt und altmodisch gewordene mundartszene und errang in ihr binnen kurzem eine vorderen platz. Sie ging dem bei früherern mundartschriftstellern beliebten volkstümlichen und humoritischen ton aus dem weg und suchte ihre themen nicht in der idylle. Sie ist nicht heimelig, zeichnet auch die schattenseiten des lebens und übt kritik an den auswüchsen unserer zeit.

Wer aber lieber von alten zeiten hört, kommt auf seine rechnung bei *Ruedi Chägi* (1882–1959) aus Bauma, also noch einmal einem oberländer. Unter dem pseudonym *Heiri Brändli* beschrieb er das leben und werken unserer urgrossväter, was auch die zuhörer seiner beliebten vorlesungen zu schätzen wussten. Als anerkannter vertreter des Tösstals und seiner flarze war er auch mitarbeiter am «Landboten», dessen Gernsberg-verlag seine geschichten in vier bändchen veröffentlichte. Zwei davon,

«Um s tägli Brot» und «De Flarzbu-eb», wurden 1964 resp. 1983 neu aufgelegt. Chägi war auch ein beliebter sprecher bei radio Beromünster, das ihm 1971 eine gedenksendung widmete.

Bühnenstücke

Es muss an dieser stelle betont werden, dass vor allem für das laientheater sehr zahlreiche autoren tätig waren. Die eingangs genannte Regula Waser musste hier kapitulieren und schrieb dazu: «Le nombre des pièces en un acte est a peu près illimité, j'ai dû abrégier mes recherches.» Ich habe August Corrodi und Jakob Stutz als Bühnenautoren schon erwähnt. Zu berücksichtigen wäre auch *Conrad Adolf Angst-Burkhardt*, der zwischen 1910 und 1952 die liebhaberbühnen mit 43 stücken belieferte. Beim 1888 geborenen *Paul Appenzeller* geht es um 25 schauspiele und deklamationen. Sehr produktiv war auch *Ulrich Farnner*, von dem Regula Waser in ihrer bibliographie 34 lustspiele, 3 festspiele und 20 deklamationen aufzählt. Meine autorenliste ist auch sehr begrenzt, doch möchte ich nicht *Jakob Stebler* (1896–1985), *Gobi Walder* (1901–1965) und *Heiri Gysler* (1881–1972) als besondere vertreter ihres fachs unterschlagen. In guter erinnerung ist auch *Schaggi Streuli* (1899–1980). Er war nicht nur als polizist Wäckerli in der hörspielreihe von Beromünster ein strassenfeiger, sondern genoss die publikums-gunst auch in mehreren filmen. Er arbeitete an den texten seiner rollen mit und schrieb selbst fünf stücke.

Wer sich über die grosse zahl fleissiger bühnenautoren wundert,

darf nicht vergessen, dass ihre aktivität in eine zeit fiel, als das fernsehen noch nicht die aufgabe als unterhalter der nation übernommen hatte. Die aufführung eines lustigen stückes war ein muss für manchen vereinspräsidenten, wenn er seine generalversammlungen organisierte. Über die qualität dieser komödien und schwänke darf man sich keine illusionen machen. Es ist allerlei schrott darunter. Man darf einräumen, dass diese schreiber wenigstens ihr handwerk verstanden und in der lage waren, dem publikum jene ware zu liefern, die es begehrte. Dass die mundart sich auch für musicals eignet, bewies eine ganze reihe solcher singspiele, von denen *Paul Burkhard*s «Schwarzer Hecht» (1939) und «Kleine Niederdorfer» (1951) die erfolgreichsten waren. Für seine bemühungen, das niveau des dialekttheaters zu heben, verdient *Emil Bader* (1908–1987) in Wädenswil eine ehrenmeldung; zum rang eines «klassikers» aufgestiegen war ja nur das stück «Steibruch» (1939) des gebürtigen Hönngers *Albert J. Welte*.

Es fällt auf, dass unter diesen bühnenautoren keine einzige frau zu finden ist. Lyrik und Jugendliteratur liegen den mundartschriftstellerinnen offensichtlich besser. Diese feststellung bestätigen auch die prosa und gedichte von *Amalie Halter-Zollinger* (1892–1985) aus Hombrechtikon, die hier als einzige vertreterin ihrer gegend erwähnt sei.

...und wovon leben?

In der Schweiz können nur wenige schriftsteller vom ertrag ihrer feder

leben. Erst recht gilt dies für jene, die mundart schreiben. Wer mundart schreibt, muss auch die kleinheit des absatzgebietes in rechnung stellen. Damit mag es zusammenhängen, dass die meisten autoren, die in diesem essai genannt werden, lehrer sind. Die grosse ausnahme ist der lithograph *Werner Morf* (1902–1982). Er ist auch ausnahme als stadtzürcher, geboren sogar in der altstadt, denn fast alle seiner kollegen stammen vom land. Morf war ein dichter der leisen töne. Seine geistige haltung kommt auch darin zum ausdruck, dass er psalmen übersetzte. Die mundart war ihm herzenssache, er setzte sich auch für sie ein, indem er die aufgabe eines obmannes der gruppe Züri des Bund Schwyzer-tütsch übernahm.

Die dichtenden seebuben können es an zahl nicht mit den oberländern aufnehmen. Die «Züriseehäimet» hat in *Rudolf Hägni* (1888–1956) ihren dichter gefunden. Beispiele seiner lyrik hat seine tochter in einem hübschen band gesammelt. Die einföhrung dazu schrieb Alfred Egli aus Küsnacht. Er nennt als quelle von Hägnis schriftstellertum seine liebe zu den kindern und ihrer welt. Ihnen widmete er seine zahlreichen theaterstücke, festspiele und lieder und sogar eine übersetzung von «Max und Moritz». Hägni selbst sagt, er habe zu «dichten» (die anführungszeichen stammen von ihm selbst) angefangen, da ihm die damaligen schulbuchtexte zu humorlos gewesen seien, da sie moralisierten sowie gemüt und phantasie der kinder zu kurz kommen liessen.

Ein weiterer lehrer war *Traugott Vogel* (1894–1975). Er ist auch einer der wenigen stadtzürcher in unserer

corona. Genau genommen wurde er in Wiedikon am fusse des Üetlibergs geboren, das erst seit der eingemeindung von 1893 zur stadt zählt. Er spielte eine wichtige rolle in der zürcher literaturszene nicht nur durch seine zahlreichen eigenen werke, sondern durch seine kontakte zu anderen autoren, denen er als anreger, förderer und vermittler zur seite stand. Davon zeugt auch sein buch «Lesen und schreiben, 80 magere reiche Jahre» (1975); es enthält auch ein werkverzeichnis. Der mundart diente Vogel nicht nur dadurch, dass er sie meisterhaft verwendete, sondern er trug auch mit seiner schrift «Vaterland und Muttersprache» (1944) zu der von Guggenbühl und Dieth eingeleiteten aufwertung des schweizerdeutschen bei, einem text, den man heute wiederum jedem zur lektüre empfehlen möchte. Er publizierte auch eine blütenlese von mundartwerken, der er den titel «Schwizer Schnabelweid» gab, und zeigte anhand einer «Zürifible», wie man den kindern auf dem abgekürzten weg über die mundart das schreiben besser beibringen kann. Er schrieb «Gschichten us em Züripiet» (1952/61/66) und erfreute mit «De Baschti bin Soldate» die hörer von Beromünster.

Zu den heute noch aktiven mundartautoren gehört *Willy Peter* aus Oberwil. Im benachbarten Dägerlen diente er 16 Jahre als gemeindeschreiber. Er hat zahlreiche gedichtbände geschaffen, in denen er dem bauerntum seinen berechtigten platz zuweist und den gesunden menschenverstand vertritt. Man darf ihn an die seite von Alfred Hugenberg stellen.

Zum abschluss dieses gerafften

rundganges durch die zürichdeutsche literatur möchte ich noch einen schriftsteller vorstellen, auf den das klischee des traditionellen mundartdichters nicht passt. Es betrifft *Viktor Schobinger* (geboren 1934 in Wädenswil, heute wohnhaft in Zürich). Beruflich gehört er zum bankwesen, als schriftsteller zu den kriminalisten, daneben ist er aber noch schriftgelehrter. Seine bereits auf 13 nummern angewachsene sammlung von Züri-Krimi – der erste entstand 1979 – hat schon vielen lesern freude bereitet, einerseits durch die einwandfreie mundart, andererseits durch das zürcherische lokalkolorit und nicht zuletzt wegen der spannenden fälle, die polizei-lüt-nand Häiri Ääschme immer wieder zu behandeln hat.

ARTHUR BAUR

MIREIO

Übertragung des gleichnamigen provenzalischen Versepos von Frédéric Mistral durch *Hans Rudolf Hubler* ins Berndeutsche

Frau Dr. Dr.h.c. *Ruth Bietenhard*, die sich mit ihrem Mann durch die Berndeutsch-Übersetzungen des Alten und des Neuen Testaments einen Namen gemacht hat, ist neben Prof. Dr. Roland Ris wohl die beste Kennerin der berndeutschen Literatur. In ihren monatlichen Stübli-Beiträgen im «Kleinen Bund» nimmt sie zu philologischen Fragen des Berndeutschen kompetent Stellung. Ihre Besprechung der Mirèio-Übertragung von Hans Rudolf Hubler hat umso mehr Gewicht, als Ruth Bietenhard eigentlich Romanistin ist